



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

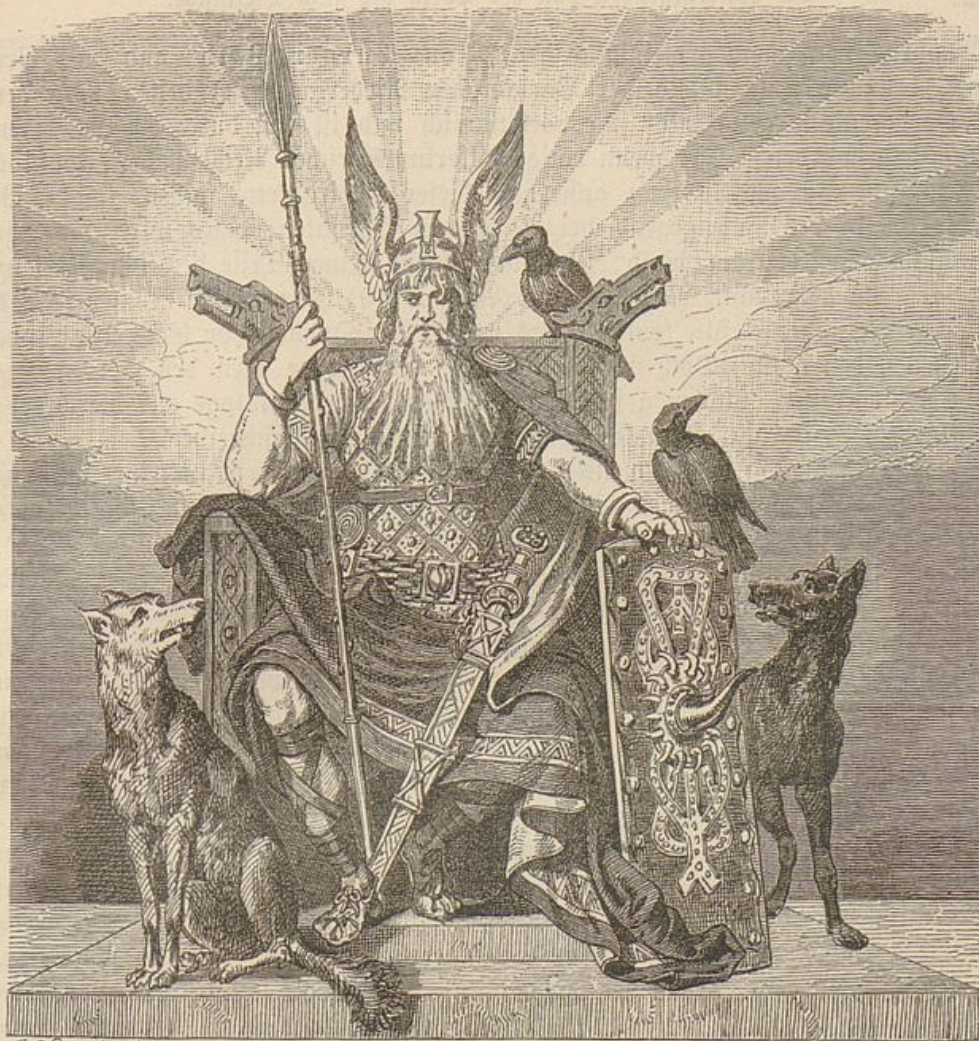
Bilder aus dem Westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig, 1882

Die Wesergegenden von der Porta bis zum Tieflande.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30040



A. S. D. 1840.

Odin, der Göttervater.

Die Wesergegenden von der Porta bis zum Tieflande.

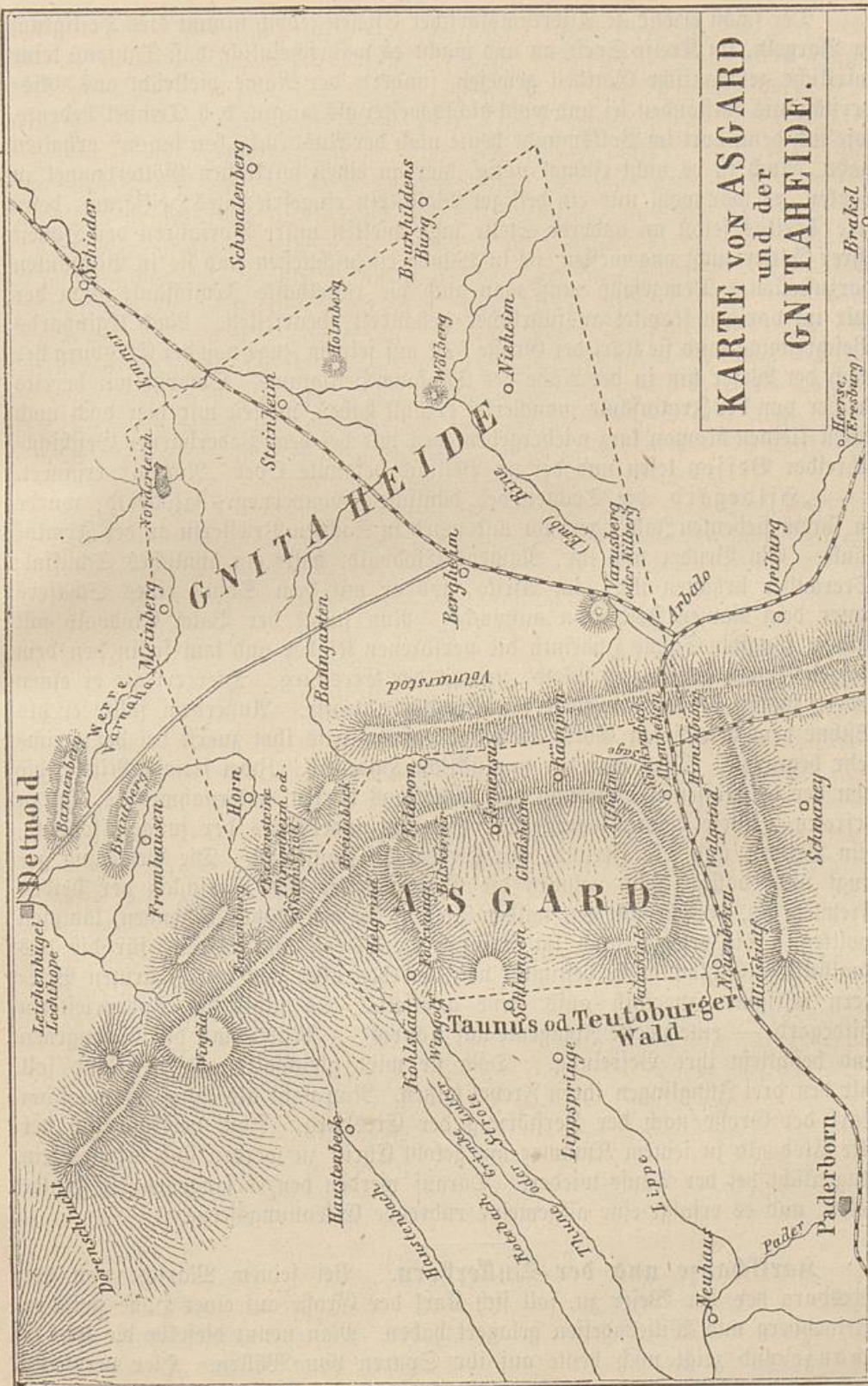
Der Teutoburger Wald. — Der Osning und die alten heidnischen Göttersitze. — Noch einmal die Irminsül und das templum Tanfanae. — Die Karlschanze bei Willebadessen und der Bullerhorn bei Altenbeken. — Driburg und Iburg. — Die Hinnenburg und Uffeburg. — Das Rethethal. — Die Externsteine bei Horn. — Die Grotenburg und das Hermannsdenkmal (Ernst v. Bandel). — Detmold und die Senne (Pferdezucht). — Das Winnfeld und der Paß von Bielefeld. — Bielefeld und der Sparrenberg. — Das Ibbenbürener Kohlengebirge. — Iburg und Dörenberg. — Osnabrück (Justus Möser). — Tecklenburg.

Von Marsberg an der Diemel bis nach Osnabrück erstreckt sich in halbmondförmigem Bogen eine waldige Bergkette, welche in mittelalterlichen Urkunden Osning oder Osnegge genannt wird. Aus der letztern Benennung ist durch Abkürzung der Name „Egge“ geworden, wie man heutzutage den Gebirgszug von Marsberg bis in die Gegend von Paderborn zur Lippequelle geographisch zu benennen pflegt. Den nordwestlichen Zug von da bis nach

Osnaabrück heißt man gemeiniglich den „Teutoburger Wald“ und sucht hier das berühmte Schlachtfeld der Varianischen Niederlage. Indessen war der Name „Teutoburger Wald“ nie vollstümlich und ist erst durch die Gelehrten geläufig geworden. Ja, wenn einige Altertumsforscher Recht haben, die das Varianische Schlachtfeld ganz außerhalb dieser Gebirgskette suchen, wie z. B. Esselen in der Hügellage bei Beckum in Westfalen, dann wird die Benennung „Teutoburger Wald“ selbst von einem kleinen Teile des Osning ganz mit Unrecht gebraucht. Nach Tacitus (Ann. I, 60) nannten die Römer so das Waldgebirge oder Defilée (saltus), das unweit der Quellen von Ems und Lippe gelegen haben muß. Doch wir wollen diese Streitfrage gern den Herren Gelehrten überlassen, und mag sich noch mancher junge Philologe aus der hohen Varuslitteratur seine Doktordissertation zusammenschreiben.

Die Erklärung des Namens Osning giebt J. Grimm in seiner Mythologie (S. 106) als „heiliger Wald“ von dem sächsischen os, d. h. „Gott“, womit die nordische Benennung der Götter „Asen“, soviel als „Stützen der Welt“, zusammenhängen soll. Sollte demnach Osning soviel bedeuten wie das „Reich der Asen“, wie es denn nicht an Beweisführungen fehlt, daß im sogenannten Teutoburger Wald einst die germanische Götterverehrung ihren Hauptsitz gehabt haben soll? Und dies ist nicht undenkbar, sondern vielmehr wahrscheinlich. Würden sonst unsre Vorfahren mit solcher Mut gerade hier dem verhaßten Joche der Römer getrozt haben, wenn sie nicht gerade hier für ihr Teuerstes, ihre größten Heiligtümer, pro aris et focis gekämpft hätten? Und sieben Jahrhunderte später stritten die Nachkommen derselben Cherusker, die zähen Sachsen, mit dem Heldennute der Verzweiflung abermals hier für ihren alten Glauben, für ihre alten Götter, gegen den fränkischen Karl den Großen. Daß hier unsre Vorfahren ihre heiligen Haine, ihre Altäre und Göttersitze hatten, scheint sich durch auffällige Anklänge von Ortsnamen an die Benennungen der heidnischen Göttersitze, wie wir sie in den Liedern der Edda lesen, zu bestätigen. Wir verweisen deshalb des Weiteren auf die Ausführung des jetzt in 3. Auflage in unserm Verlage erschienenen Werkes von Dr. W. Wagner: „Unsere Vorzeit“ S. 16 ff. (vergl. die Karte Schierenbergs von der „Gnitahede“).

Freilich sind oft Etymologien auf den ersten Blick überraschend, bei näherer Beleuchtung aber mindestens zweifelhaft. So entpuppt sich die hochpoetische Offenstiege, die zunächst als Asenpfad gedeutet wurde, nach plattdeutscher Auslegung des Wortes „Offen“ für „Dahen“, sehr prosaisch als ein „Biehsteg“. Ja, selbst die plausible Ableitung des „Teutoburger Waldes“ von einer Burg, resp. einem Heiligtume des germanischen Stammgottes Teut, und ebenso des Teuthofes am Fuße der Grotenburg wird durch Auffindung eines höchst prosaischen Gutsbesitzers „Töte“ oder „Tötemeier“ ziemlich zweifelhaft. Eine Beziehung des Osning aber zur germanischen Mythologie finden wir auch in der nordischen Wilkinasage, in der es heißt, daß der Held Dietrich von Bern an dem Walde Osning in eine Herberge kommt und dort von der Burg Drachensfels und dem Könige Drosian an der andern Seite des Waldes erzählen hört. Endlich soll sich nach des Geschichtsforschers Giefers Annahme zwischen Driburg und Willebadessen das Nationalheiligtum der Sachsen, das templum Tanfanae, befunden haben, das Germanicus bei seinem Zuge durch das Gebiet der Marsen im Jahre 14 v. Chr. von Grund aus zerstörte.



Karte von Asgard und der Gnitahöhe.

Der schon erwähnte Altertumsforscher Esselen jedoch nimmt dies Heiligtum in Borgeln, im Kreise Soest, an und macht es wahrscheinlich, daß Tanfana keine wirkliche germanische Gottheit gewesen, sondern der Name vielleicht aus Mißverständnis entstanden sei und wohl nichts weiter als fanum, d. h. Tempel, bedeute, wie sich denn dort im Volksmunde heute noch der Ausdruck „ten fanen“ erhalten habe. Auch ist es nicht einmal nötig, hier an einen wirklichen Göttertempel zu denken; es war wohl nur ein heiliger Wald, ein eingefriedigtes Heiligtum; denn wie Tacitus selbst an anderer Stelle sagt, hielten unsre Vorfahren der Hoheit ihrer Götter nicht angemessen, sie in Wände einzuschließen und sie in Bildsäulen darzustellen. Demgemäß muß man auch die räthelhafte Irminsäule, von der wir im vorigen Kapitel ausführlicher gehandelt, beurteilen. Nach Eginhards Beschreibung fand sie Karl der Große 772 auf seinem Zuge von der Eresburg her nach der Weser hin in der Nähe des Tanfana-Heiligtums. Obwohl wir bereits früher von der Irminsäule mancherlei erzählt haben, wollen wir hier doch noch einen kleinen Roman kurz wiedergeben, den wir bei dem Paderborner Geschichtschreiber Bessen lesen und der an Bellinis bekannte Oper „Norma“ erinnert.

„Hildegard, die Tochter des dänischen Gouverneurs Clodoald, wurde in ihrem siebenten Jahre geraubt und ward in Sachsen Priesterin an der Irminsäule. Ein Bruder von ihr, Namens Clodoald, hatte ein ähnliches Schicksal; Seeräuber brachten ihn nach Afrika, wo er mit dem Sohne eines Schäfers unter dem Namen Ischyron aufwuchs. Nun suchte der Vater Clodoald mit seinem jüngsten Sohne Hyacinth die verlorenen Kinder und kam so in den dem Gözen Irmin geheiligten Wald, unweit der Eresburg. Hier erlegte er einen Eber, wofür ihn die Gottheit mit Blindheit strafte. Außerdem sollte er als Sühne dem beleidigten Gotte dasjenige opfern, was ihm zuerst bei der Heimkehr begegnete. Dies war der unglückliche Hyacinth. Zwei fremde Ritter, die von der beschlossenen Opferung des Jünglings hörten, unternahmen es, ihn zu befreien. Diese beiden waren aber niemand anders als der junge Clodoald, sein Bruder, und sein Freund, der Hirtensohn Faustinus. Die Befreiung gelingt nicht völlig; doch nehmen die Gözenpriester den Vorschlag der beiden Fremden an, daß sie mit den wilden Tieren, die den Gözen bewachen, kämpfen wollten. Sie erlegen auch im Kampfe die Löwen und Bären, für die das unglückliche Schlachtopfer bestimmt war, werden aber von den erzürnten Priestern mitsamt Hyacinth aufs neue gefesselt. Da fühlt die Hohepriesterin Hildegard — eine zweite Iphigenie auf Tauris — Mitleid mit den Gefangenen und beschließt ihre Befreiung. Doch sie wird gleichfalls ergriffen und soll mit den drei Jünglingen ihren Frevel büßen. Nun naht als deus ex machina Karl der Große nach der Zerstörung der Eresburg. Ihm vertraut sich der alte Clodoald in seinem Kummer an, gelobt Christ zu werden und erlangt sein Augenlicht bei der Taufe wieder. Darauf werden den Gefangenen die Bande gelöst, und es erfolgt eine allgemeine rührende Erkennungs-scene.“

Karlsschanze und der Bullerborn. Bei seinem Marsche von der Eresburg her, der Weser zu, soll sich Karl der Große auf einer Höhe zwischen Kleinenberg und Willebadessen gelagert haben. Man nennt dieselbe die Karlsschanze und zeigt noch heute auf ihr Spuren von Wällen. Hier verweilte nach Eginhards Bericht der große Kaiser drei Tage, und dabei soll sich folgendes

Wunder zugetragen haben: Es trat eine solche Dürre ein, daß das Heer verschmachtet wäre, wenn nicht plötzlich reichliche Wassermassen aus einem Berge hervorgebrochen wären, ohne daß ein Moses sie mit seinem Zauberstabe hervorgelockt. Diese Wunderquelle hat man in dem sogenannten Bullerborn bei Altenbeken wiedererkannt, welcher noch im 16. Jahrhundert periodisch strömte und dann wieder versiegte. Sobald er ausbrach, ging ein geheimnisvolles Rauschen durch die Wipfel der umstehenden Bäume, „sibilum per cacumina arborum“, wie der Chronist meldet. Seit 1638 fließt die Quelle wieder ununterbrochen, aber nicht mehr an dem früheren Orte, wo noch die Reste einer Terrasse und alte Bäume stehen. Das Gewässer vermischt sich mit einem andern, die Sage genannt, nimmt den Namen Befe an und verliert sich bei Neuenbeken im Sande. Hier wollen einige Mythologen das „Sökwabet“ (Sinkebach) der Edda, den Palast der Saga, wiederfinden und in einem Weiher bei Lippssprunge den „Mimirsborn“, wo der Göttervater Odin sein Auge, d. h. das Sonnen- oder Mondeslicht, gegen einen Trunk urweltlicher Weisheit aus dem Wunderquell dem urweisen Riesen Mimir zum Pfande gab.

Diese Annahme beruht auf der Voraussetzung, daß das Asgard unserer Vorfahren inmitten des Teutoburger Waldes lag, und daß vielleicht flüchtige Sachsen ihre Sagenschätze im 8. Jahrhundert in den hohen Norden retteten, wo sie in der Mythensammlung der Edda in klimatischem Kolorit, in nordischer Färbung geborgen wurden. Dies sind freilich nur Hypothesen, denen andere von dem Ursprung der germanischen Götter- und Heldensagen entgegenstehen. So haben ja neuerdings die Herren Bugge und Bang viele antik-klassische Elemente und jüdisch-christliche Überlieferungen in den nordisch-germanischen Sagenstoffen nachzuweisen und zu beweisen versucht, daß die nordischen Wikinge auf ihren Fahrten nach Westen vorzugsweise auf den britischen Inseln von den ersten christlichen Aposteln solche Bestandteile in ihren Sagenkreis verschmolzen.

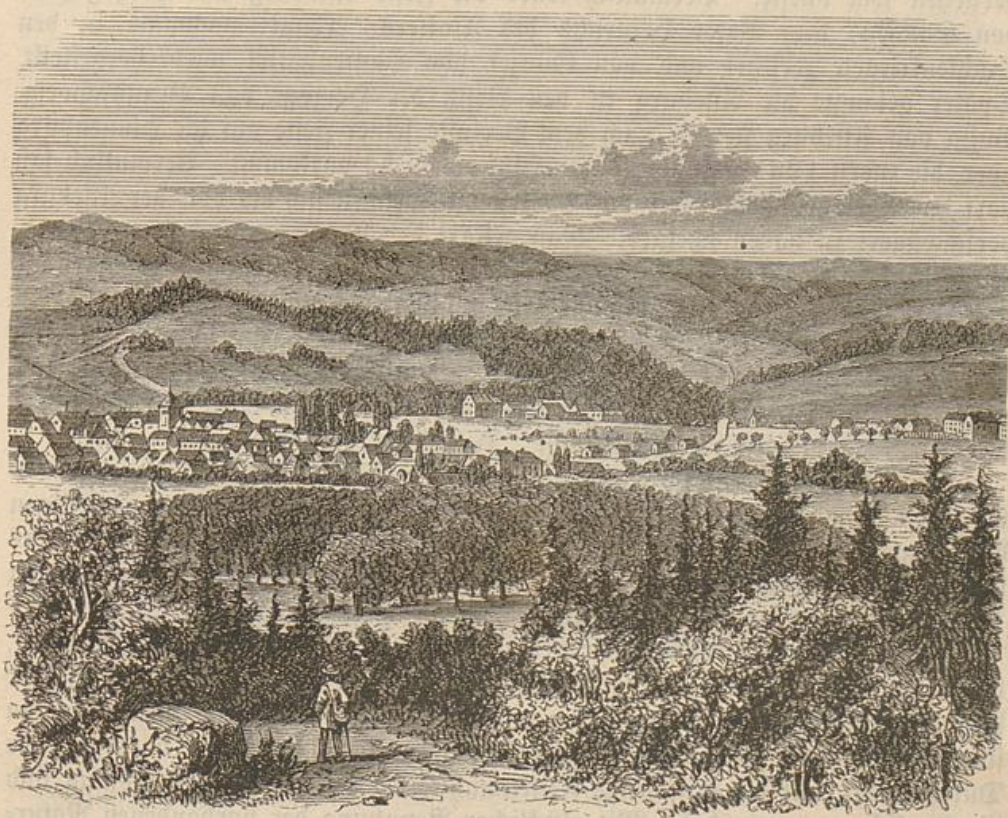
Wir setzen unsere Wanderung fort und gelangen an der ehemaligen, jetzt zerstörten Cisterzienserabtei Hardehausen vorbei nach Willebadessen an der „jugendlichen Nethe“. Dies war ehemals ein Benediktinerstift (1149), um das sich später ein Städtchen anbaute (1317). Weiter rechts liegt ein Kloster, das hochadlige Damenstift Heerse, gestiftet vom Bischof Luthard III. von Paderborn und seiner Schwester Walpurgis Mitte des 9. Jahrhunderts. Sehr sehenswert ist die Kirche, die zuerst eine flachgedeckte Säulenbasilika war; später aber ward sie gotisch umgebaut. Im Innern befinden sich vier schöne Marmoraltäre aus der Rokokozeit, die leider sehr mit Ölfarbe überklebt sind. Aus den alten noch vorhandenen Kammer- und Kenteiregistern ersehen wir, daß z. B. im Jahre 1561 zum Haushalt 12 Thaler 7 Schillinge und 2 Deut, hauptsächlich für Fische, Käse, Salz und Zwiebeln, ausgegeben wurden; das andere bestritten eigener Besitz, Ökonomie und Abgaben. Das Geld hatte aber damals einen viel höhern Wert. So finden wir als Preis eines Pflugs nur 6 Schillinge und als Lohn für die Magd nur 2 Thaler. Die ganze jährliche Einnahme des Stifts betrug an bar nur 275 Thaler. Dagegen betrug im Jahre 1802 kurz vor Aufhebung des Stifts die Einnahme im ganzen 8366 Thaler. Über den Nethegau besitzen wir eine Spezialstudie von dem westfälischen Geschichtschreiber Giefers, in der er nachweist, daß der älteste Anbau in Dörfern, nicht in Höfen stattgefunden, und daß davon im Laufe der Zeiten ungefähr ein Drittel verschwand.

Driburg und Zburg. Wir erreichen das von Waldbergen umkränzte anmutige Thal von Driburg, einem reizenden Badeort mit einer herrlichen vierzeiligen Lindenallee, mit freundlichen Logier- und Badehäusern, Promenaden und Verwaltungsgebäuden, an die sich das gräßliche Schloß anreihet. Die breite Straße mündet in einen schönen Park, „der sich in einem engen romantischen Thale zwischen steilen, mit prachtvollen Fichtenbeständen bedeckten Bergwänden verliert.“ Die Heilquelle sprudelt sehr reichlich hinter der „Wandelhalle“ ihr eisenhaltiges Wasser aus. Über den Ursprung der Stadt Driburg vermutet Giefers in einer Monographie „Zur Geschichte der Burg Zburg und Stadt Driburg“, daß schon frühe am Fuße der Zburg eine Burg entstand, aus welcher nachmals die Stadt Driburg erwuchs. Vermutlich legten die Paderborner Bischöfe im 12. oder im Anfange des 13. Jahrhunderts diese Burg an, und einer der Burgmänner, vielleicht ein Mitglied der Ritterfamilie v. Brakel, ward Stammvater der Ritterfamilie zu Driburg, die urkundlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts genannt wird. Die Erinnerung an die Burg klingt heute noch im Volke nach, wenn es heißt: „nach der Driburg gehen“. Die Ableitung des Namens hängt nicht mit dem Zahlwort „drei“ zusammen; denn von einer dritten Burg ist keine Spur vorhanden, sondern die Benennung entstand wohl aus einer Zusammenziehung des Artikels „der“ mit „Zburg“. Zburg und Driburg erscheinen auch urkundlich so miteinander verwachsen, daß die Geschichte beider nicht zu trennen ist.

Die erste urkundliche Erwähnung der Zburg geht zurück auf das Jahr 1120; ja, Gobelin rückt die Zeit ihrer Entstehung hinauf bis auf Karl den Großen. In ihrer Nähe soll auch nach Giefers die Irminsäule gestanden haben. Soviel ist urkundlich sicher, daß um 1128 der Bischof Bernhard von Paderborn „auf dem Berge Zburg“ ein Nonnenkloster stiftete und damals schon auf demselben eine Kirche des Stifts Neuenheerse stand. Dies läßt darauf schließen, daß der Berg schon früher bewohnt und befestigt war, sonst würde man sich zum Bau einer Kirche schwerlich eine so steile und rauhe Höhe ausgesucht haben. Wie ferner der heilige Bonifacius, nachdem er die Donnereiche bei Geismar gefällt hatte, an derselben Stelle aus dem Holze des Baumes eine Peterskirche baute, so mag auch Karl der Große nach der Eroberung der Eresburg eine solche an der Stätte, wo er die Irminsäule zerstörte, errichtet haben, und in der That wird auf der Zburg schon 1136 eine Peterskirche urkundlich erwähnt. Wegen der Unwirtlichkeit des Aufenthaltes siedelten denn auch die Nonnen von der Zburg bald nach Gehrden über; doch wurde ein Geistlicher oben gelassen. Im Jahre 1184 erhielt das Stift Heerse das Eigentumsrecht über die Zburg; danach kam sie an die Paderborner Kirche; dann ließ 1189 Bischof Bernhard II. von Paderborn die alte Zburg aufs neue befestigen und mit Mannschaft besetzen. Im Jahre 1227 wird ein Ritter Hermann von Brakel unter den Burgmännern der Zburg urkundlich genannt. Später heißt es von den Rittern Werner und Bernhard v. Brakel, daß sie in castro Driborg wohnten; also erscheint hier der Name Driburg statt Zburg. Vermutlich entstand am Fuße der unwirklichen Zburg eine neue, wohnlichere Burg, die Driburg. Um diese siedelte sich dann das Städtchen Driburg an, das auch eine Peterskirche besitzt. Aus der Ritterfamilie von Driburg wird zuerst urkundlich 1256 ein Amelungus de Driborch genannt und danach noch andere. Die

wechselnden Schicksale der Burg und ihrer Besitzer zeigen uns viele noch vorhandene Verkaufsurkunden. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts starb das Geschlecht aus, und die Ansiedelung um die Burg hatte sich zur Stadt emporgeschwungen, wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert.

Seine Badeanlagen verdankt Driburg dem Grafen Sierstorff, der im Jahre 1842 im 92. Lebensjahre verschied. Dieser kunstsinige Herr, der auch eine reichhaltige Gemäldegalerie nach Driburg brachte, stammt aus einem niedern Bürgergeschlechte, das sich erstaunlich emporarbeitete. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts siedelte sich ein Faßbinder Sierstorff in Köln an, dessen Sohn es zum Domherrn brachte und dann seinen Bruder Jura studieren ließ.



Bad Driburg.

Dieser Jurist freite die Tochter des Bürgermeisters, ward Syndikus der freien Reichsstadt und nannte sich Franken-Sierstorff. Von da ab klimmte das Geschlecht immer eine Staffel höher vom Stadtgrafen zum Reichsfreiherrnstande. Von einem Enkel dieses Syndikus Franken-Sierstorff, einem Bischof in Antwerpen, rührt die kleine, aber vortreffliche Gemäldegalerie Driburgs her, deren Hauptschmuck ein großes allegorisches Gemälde von Meister Franck aus dem Jahre 1635 ist. Die Schöpfung erinnert uns lebhaft an die bekannte Fabel des Altertums „Herkules am Scheidewege“. Wollust, Ehrgeiz — Wahrheit und Religion machen sich in anschaulichen Gaukelbildern die Herrschaft über einen Jüngling streitig, und den pessimistischen Hintergrund malen Vergänglichkeit und Tod.

Sinnenburg und Assenburg. Nach einer Wanderung durch tiefes Waldesdunkel erblicken wir in einem anmutigen Thale die Stadt Brakel, auf deren linker Seite sich das stolze Schloß Sinnenburg erhebt, dessen Scenerie an das in Guklows Roman „Der Zauberer von Rom“ geschilderte Schloß Neuhof des Freiherrn von Wittekind erinnert. Hier residierte das Adelsgeschlecht derer von Assenburg — ein Name, in welchem Alttertumsforscher Anklänge an das in Tacitus' „Germania“ erwähnte Asciburgium erblickt haben, das Odysseus auf seinen Irrfahrten gegründet haben soll. Wir haben jedoch schon im vorigen Bande dieses Werkes im Kapitel „Aebe“ die Vermutung ausgesprochen, daß unter diesem sagenhaften Asciburg das Städtchen Asburg unweit Kanten zu verstehen sein dürfte. Vermutlich ward die Feste Assenburg von Herzog Otto von Sachsen, dem Vater Heinrichs des Finklers, erbaut, nachmals in den Sachsenkriegen zerstört und von Günzel von Wolfenbüttel wiederhergestellt. Später gelangte die Assenburg in den Besitz der Herzöge von Braunschweig. Busso von Assenburg siedelte nach dem Verluste seiner Feste auf die Sinnenburg über, die zuerst 1261 urkundlich als „Sindeneborch“ vorkommt. Vermutlich saß dort das Adelsgeschlecht derer von Brakel, mit welchen sich die von der Assenburg verschwägert zu haben scheinen. Man erklärt den Namen einfach für „hintere Burg“, indem man noch eine andere verschwundene Feste „Altenburg“ zwischen ihr und Brakel annimmt. Man braucht also nicht an die mythologischen „Sünen“, noch weniger an die historischen „Sunnen“ zu denken. Die Sinnenburg beherrscht äußerst malerisch den Nethegau; auch das Innere des Schlosses ist sehr sehenswert. Um das romantische Schloß webt auch eine anmutige Sage ihren Nimbus, die lebhaft an die Uhländische Ballade „Das Glück von Edenhall“ erinnert.

Die Stadt Brakel im Thalgrunde an der Nethe (Mitara) war einst von Corveyer Mönchen besiedelt, welche 836 dorthin mit den Gebeinen des heiligen Vitus aus Frankreich wanderten; damals hieß der Ort Villa Brechal, woraus später Brakel ward. Das alte Rittergeschlecht derer von Brakel wird zuerst 1185 erwähnt, aber zwei Jahrhunderte später nicht mehr.

Wir pilgern das romantische Nethehal hinauf und gelangen nach Rheder, dem einstigen Sitze des Adelsgeschlechts von Mengersen, das ursprünglich hier drei Burghäuser besaß. Um 1750 erbaute Franz Joseph von Mengersen ein stattliches Schloß. Daran fügte sich bald ein herrlicher Park, der überraschende Durchsichten „auf die rauschende Felsenmühle, die Bergrücken des Dsning und die Karlschanze“ gewährt. Mit glücklicher Benutzung der vorhandenen Naturgüter hat es Graf Joseph Bruno von Mengersen, zugleich ein Dichter („Die heilige Elisabeth“, „Cherusker und Römer“, sowie Verfasser des Romans „Irma und Ranko“), verstanden, einen der anmutigsten Lustgärten ins Leben zu rufen. In der Hauskapelle verewigt ein Bild die etwas unglaubliche Familiensage von dem in türkische Gefangenschaft geratenen, aber durch einen Türkenflaven, der sich als sein früherer Küchenjunge entpuppt, wunderbar geretteten Obersten Johann Moriz von Mengersen. Auch eine Sage spielt in dem Parke von Rheder; deren sich die Poesie bemächtigt hat. Es ist die vom bestrafte Trompeter aus dem Dreißigjährigen Kriege, den hier an jäher Bergeswand ein Greis für den Mord seiner Enkelin mitsamt seinem Rosse in die schäumende Nethe stieß. Ein äußerst anmutiges Seitenthal bietet auch ein Nebenflüßchen der Nethe, die Dse, besonders bei Dringenberg. Bis 1808 feierte man dort ein

sehr sinniges Erinnerungsfest an den frühern Besitzer, den Bischof Bernhard V., in öffentlichen Aufzügen und feierlichen Seelenmessen.

Die im Mittelalter durch Handel und Gewerbe aufblühende Stadt Dringenberg hat namentlich Meisterwerke in der Goldschmiedekunst aufzuweisen; so den Liborikasten, jetzt im Dome zu Paderborn befindlich. Doch wir müssen das auch neuerdings durch Webers „Dreizehnlinden“ verherrlichte Nethethal verlassen, um uns dem nicht minder anmutigen der Emmer zuzuwenden.

Wir wandern nordwärts und gelangen zunächst in das freundliche Böken-dorf, wo der Leutnant des Sächsischen Reiterregiments, Johannes Schneeberg, der Mörder und Verräther des Schwedenkönigs Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen, herkommen soll.



Die Sinnenburg.

Im Emmerthale liegt am Fuße des Stoppelberges die stattliche, im Renaissancestil erbaute Wasserburg Thienhausen, die an den Freiherrn August von Haxthausen kam und von diesem zu einem wahren Museum ausgeschmückt ward. Da sieht man die wunderlichsten Dinge zusammengelagert: Tapeten, Teppiche, Gemälde, Majolika, Porzellan, Schreine, Uhren, Waffen, Kokologegenstände u. s. w. Als Kuriosum erwähnen wir einen Saal voll Pferdeporträts; darunter der berühmte Schimmel „Kranich“ des Grafen Günther von Oldenburg, dessen Mähne und Schweif so lang waren, daß sie von Knechten wie Schleppen nachgetragen wurden.

Am Kloster Marienmünster gewahrt man noch in einem massiven Turme die Überreste des Edelsitzes derer von Schwalenberg, welche fleißigen Benediktinermönchen einen Bezirk für ihre Siedelei einräumten. Es entstand ein blühendes Kloster mit schöner Stiftskirche; 1804 ward es jedoch aufgehoben.

Zur Grafschaft Stoppelberg, an deren Besitzer noch die Burgruinen auf dem gleichnamigen Berge gemahnen, gehörte das freundliche Städtchen Steinheim mit einem schönen Brunnen auf dem Marktplatz und einer alten Kirche.

Unterhalb Steinheims verengt sich das Thal der Emmer (Ambra); sie schlängelt sich durch Wiesengründe und wird von waldigen Höhen begrenzt. Wir kommen so nach Schieder, wo die fürstlich Lippe'sche Sommerresidenz, ein einfaches landhausartiges Schloß, liegt, mit herrlichen Lauben, Terrassen und Anlagen. Schieder wird wie „Thietmelle“ (Detmold) schon zu Karls des Großen Zeiten erwähnt. Die Annalisten erzählen nämlich, daß Karl der Große in der Villa Viudih (Vügde) neben der sächsischen Feste Skidroburg am Flusse Ambra das Weihnachtsfest gefeiert habe, welche vermutlich auf dem Schieder benachbarten Hermannsberge gestanden hat. In Schieder soll ferner einer alten Chronik zufolge Karl der Große 789 das siebente Bistum gestiftet haben. Wahrscheinlich kam Schidara durch die Kaiserin Mathilde als Erbe des großen Wittkind an das sächsische Kaiserhaus, und Otto III. schenkte es dem Erzstift Magdeburg.

Die Externsteine bei Horn. Mit Schieder haben wir das freundliche Gebiet der Lippe betreten und wir wandern durch herrliche Buchenwälder nach Horn, dessen wackere Bürger einst ihren Edelherrn zur Lippe aus den ihn umringenden Feinden herausziehen und dabei viele Waffen erbeuteten. Mit diesen geschmückt, erschien dann bei jeder feierlichen Gelegenheit die Gilde der Schlachtschwertiner. Das Interessanteste bei Horn jedoch sind die vielbesprochenen Externsteine: fünf imposante, vielleicht in unbordenklicher Zeit vom Meere ausgewaschene Quadersandsteinblöcke, die wie eine uralte, hier und da durchbrochene gewaltige Mauer quer von der Chaussee von Meinberg nach Pyrmont emporragen. Der höchste der Steine — eigentlich sind es ihrer dreizehn — erhebt sich am äußersten Ende gegen Westen bis zu 39,4 m steil empor; ein kleiner See bespült ihn, den ein Bach, die Lichtheute, künstlich bildet, und anmutige Anlagen umrahmen ihn. Eine in den Felsen gehauene Treppe „führt auf den plateauartigen Gipfel, wo ein Tisch mit steinernen Bänken zur Ruhe einladet.“ Der zweite, grotesk gestaltete Felsen, mehr nach Norden gerichtet, überragt den ersten. Den dritten, weit niedrigeren, verbindet eine Brücke mit dem zweiten und führt zu den Resten einer alten Kapelle. Zwischen dem dritten und vierten windet sich die Chaussee hindurch. Wie das Schwert des Damokles, so bedroht den Wanderer ein auf dem vierten Felsen ruhender Steinblock, der jeden Augenblick herunterzufallen droht. Eine Chronik vom Jahre 1627 berichtet von ihm: „so der Wind stark wehet, so beweget er ihn — aber er bleibet gleichwohl hangen. Wie er aber oben angehestet sei, das weiß niemand als Gott selber.“

Der fünfte Felsen überragt die anderen etwa um 5 m, durch den schmalen Berggrüben, welcher Knickhagen heißt, emporgetragen. Was uns, nachdem wir die gewaltigen Felsriesen in ihrem Gesamteindruck genügend bewundert, zunächst bei näherer Betrachtung in die Augen fällt, das ist vor einem Eingange zu einer in den äußersten Westfelsen gehauenen oder natürlichen Grotte ein Steinrelief, wohl das „wichtigste und bedeutendste Denkmal uralter christlicher Skulptur“, die Abnahme Christi vom Kreuze darstellend.

Das Werk hat zwar teils infolge von Verwitterung, teils durch rohe Zerstörung von Menschenhand viel gelitten; aber immerhin erkennen wir noch deutlich die Gestalten unseres Heilands, Josephs von Arimathia und des Nikodemus trotz fehlender Arme und Beine. Der heiligen Jungfrau Maria zur Linken fehlt gar der Kopf, und der des Lieblingsjüngers Johannes ist stark beschädigt.

Allegorische Figuren, wie eine halbe Christusgestalt mit einem Menschenkinde in den Armen, selbst umgeben von einem Kreuzesnimbus und eine mit einem kreuzförmigen Sterne gekrönte Siegesfahne haltend, sowie ein trauernder Kopf mit einem Sonnennimbus zur Linken und ein anderer mit einem Mondnimbus zur Rechten schweben über dem Ganzen. Dies stellt ohne Zweifel die durch Christi Kreuzestod bewirkte Welterlösung und Erhebung der entzündigten Menschenseele zum Himmel dar.



Die Externsteine bei Horn.

Über den künstlerischen Wert dieser Steinskulptur hat sich schon Goethe beim Anblick einer von Rauch verfertigten Zeichnung folgendermaßen geäußert: „Die Komposition des Bildes hat wegen Einfachheit und Adel wirkliche Vorzüge. Ein den Leichnam herablassender Teilnehmer scheint auf einen niedrigen Baum (es ist ein Sessel) getreten zu sein, wodurch denn die immer unangenehme Leiter vermieden ist. Der Aufnehmende ist anständig gekleidet, ehrwürdig und ehrerbietig hingestellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabsinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter sich lehnt, ja, durch ihre Hand sanft angedrückt wird: ein schönes, würdiges Zusammentreffen, das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt. In späteren Vorstellungen erscheint sie dagegen heftig in Schmerz ausbrechend, sodann in dem Schoß ihrer Frauen ohnmächtig

liegend, bis sie zuletzt, bei Daniel Volterra, rücklings quer hingestreckt, unwürdig auf dem Boden gesehen wird.“ Andere Kunstkenner rühmen die gleichmäßige Ausfüllung des quadratischen Feldes von ca. 3,8 m, die feine Durchführung in der Gewandung und anderes. Allenfalls könnte man die Länge und Hagerkeit der Figuren tadeln; doch dies lag in dem Typus der mittelalterlichen Kunst.

Schwieriger ist die Deutung des darunter befindlichen, arg verwitterten und arg verstümmelten Steinreliefs, das dem obern zur Folie zu dienen scheint. Es stellt einen Mann mit Kinnbart und ein Weib in faltenreicher Gewandung dar, die von einem drachenartigen Ungeheuer lafoonartig umschlungen werden; zwischen sie drängt sich ein schwanen- oder adlerähnlicher Vogel gleichsam abwehrend hindurch. Die meisten Ausleger haben es für Adam und Eva, umwunden von der Sündenschlange, erklärt. Dem scheint jedoch die sonst typische Darstellung des ersten Menschenpaares zu widersprechen. In der Regel werden nämlich Adam und Eva ganz nackt abgebildet; auch ist Adam bartlos. Ferner windet sich eine ganz glatte Sündenschlange um den Erkenntnisbaum; hier aber sehen wir ein drachenartiges Ungetüm. Von dem Erkenntnisbaume kann man auch auf unserm Steinrelief nichts entdecken; wenigstens halten wir die fächerartigen Umrisse im Hintergrunde nicht dafür, sondern eher für den Schwanz des Vogels. Mann und Weib nähern sich hier vermutlich zur zärtlichen Umarmung, wie dies auch ein Sargdeckel aus dem etruskischen Vulci darstellt. Was bedeutet aber der rätselhafte Vogel, der sich im Kampfe mit dem Drachen befindet?

Schierenberg, ein eifriger Forscher im Teutoburger Walde, dem sicherlich das große Verdienst gebührt, auf die Bedeutung der Externsteingrotte als frühere wichtige heidnische Kultusstätte hingewiesen zu haben, erklärt das Steinbild für Sigurd und Brynhilde, die Hauptrepräsentanten der deutschen Heldensage, umschlungen von dem mythischen Drachen, emporgehoben von dem Vogel der Zeit. Er findet in der ganzen Grotte die Umrisse eines von Varus an der Stätte germanischen Götterkultus angelegten Mithrastempels. Darum vergleicht er ein Steinbild an dem hintern Ausgang der Höhle, in dem der Apostel Petrus, wie er nach den biblischen Worten: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“ symbolisch in einen Felsen übergeht, deutlich zu erkennen ist, mit einem Mithrasgötzen. Ja, Schierenberg, der mit seinem wunderbaren Seherauge hier gar mancherlei erblickt, schaut im Geiste hier eine jener germanischen Seherinnen, wohl Belleda selbst, die aber nach Tacitus in einem hohen Turme wohnte. Später mag die Grotte einem christlichen Einsiedler zum Aufenthaltsorte gedient haben. Doch kehren wir zu unserm rätselhaften Steinbildnis zurück. Uns erscheint jener Vogel im Kampfe mit dem Drachen nach der Symbolik der Apokalypse die Kirche zu bedeuten, die mit dem Satan ringt. Das in den Klauen desselben sich befindende Menschenpaar mag ein heidnisches Paar versinnbildlichen, vielleicht gar ein historisches. Sollte es zu kühn sein, an Wittekind und seine Gemahlin zu denken, falls das Bild sich wirklich auf die Einführung des Christentums unter Karl dem Großen bezieht? — Dieses Paar aber wird durch die christliche Kirche (den Vogel) aus den Klauen des Satans oder der Sünde (Drachen) erlöst. Diese symbolische Auslegung wird durch ähnliche Darstellungen auf Kirchenportalen, wie z. B. das vielbesprochene Großenlindener, wesentlich unterstützt. Unter den Reliefsbildern des Portals dieser burgartig gebauten Kirche, welche

wir nicht, wie manche Ausleger, unter anderen auch Simrock, für germanische Götter, sondern für christliche Apostel und Heilige, sowie für Darstellungen aus der Apokalypse erkennen, begegnen wir auch dem Adler im Kampfe mit der Schlange, was man für das Ringen der Kirche oder auch Marias mit dem Satan erklärt hat. Wir müssen verzichten, hier auf Näheres einzugehen.

Fragen wir nun nach der germanischen Gottheit, die ehemals hier verehrt worden sein konnte, so führt uns eine Notiz in der Ortschronik von Horn auf den Kultus der Frühlingsgöttin Ostara, der zu Ehren dort ein heidnisches Anfest stattgefunden haben soll. Es ist dies bekanntlich die Göttin, von welcher noch heute unser Osterfest den Namen trägt; nur hat sich das heidnische Auferstehungsfest der Natur in das christliche von der Auferstehung unseres Heilands verwandelt.



Relief auf den Externsteinen.

Auch die üblichen Ostereier mitsamt dem Hasen, als Symbole der Fruchtbarkeit der Frühlingsgöttin ehemals geheiligt, dienen jetzt christlichen Zwecken, und so kam der Hase zum Eierlegen.

Die Göttin Ostara führt im Nordischen den Namen Skadi, was soviel bedeutet wie Elster, in welchen Vogel sie sich auch verwandeln konnte. Daher erklärt man sich, daß die Externsteine im Volksmunde „Elsternsteine“ heißen. Andere Ausleger haben an die Elstern gedacht, die in diesem Gestein nisteten und in Westfalen „Acker“ hießen. Schierenberg erklärt das Wort für „Eggesternstein“, d. h. Ackerbausternstein, nach Ostara, der Ackerbaugöttin. Noch weniger plausibel erscheint uns Jakob Grimms Deutung nach dem altsächsischen *egoster* (ehgestern, soviel wie längst vergangen), also „Neste grauer Vergangenheit“.

Nach Schierenberg ist in der Nähe in und auf den Externsteinen viel Wichtiges passiert. So nimmt er hier das Terrain der berühmten Varusschlacht an; doch abgesehen davon, daß es bisher an überzeugenden Funden in dieser

Gegend fehlt, würde doch sicherlich Tacitus bei seiner Schilderung diese merkwürdigen Felsen erwähnt haben, die wohl schon zu seiner Zeit dastanden. Ebenso unwahrscheinlich ist Schierenbergs Hypothese, daß auf dem Hauptfelsen die Irminsül stand; denn die Chronisten wissen bei Beschreibung derselben nichts von einem so kolossalen steinernen Piedestal oder einer Steinsäule selbst, sondern nur von einem truncus ligni, d. h. Baumstamm.

Giefers, der oben erwähnte Altertumsforscher, dem wir eine gründliche Abhandlung über „Die Externsteine“ (Paderborn 1851) verdanken, sucht der Annahme zu widersprechen, daß dieselben und ihre Grotte schon im germanischen Altertum zu Römerzeiten oder zur Zeit Karls des Großen eine bedeutende Rolle gespielt hätten; erst 1093 geschehe ihrer Erwähnung als des Besitzes eines Adelsgeschlechtes, das dieselben dem Abte des Klosters Abdinghof zu Paderborn vermachte. Danach weihten die Benediktinermönche die überkommenen Felsen und Grotte zu christlich-sakralen Zwecken ein und schmückten sie mit den besprochenen Steinskulpturen. In der untern Kapelle (Grotte) hat man aus einer in die Wand gemeißelten Inschrift die Jahreszahl 1115 entziffert. Über die wechselvollen Schicksale der Externsteine kann man bei Giefers das Nötige nachlesen. Graf Simon von der Lippe soll das Benefiz an denselben eingezogen haben, da die Klausner wie Diebe gehaust hätten. Besonders zur Verschönerung derselben trug anfangs dieses Jahrhunderts die Fürstin Pauline zur Lippe bei; von ihr rühren die Treppen, Balustraden, Tische, Bänke und die Brücke an den Felsen her. Wie sich an fast allen neu eingeweihten christlichen Kultusstätten, namentlich an früher heidnisch gewesenen, der Satan hinderlich einmischte, so erzählt man sich auch von den Externsteinen eine Teufelsage. Nämlich dieser Störenfried hat einmal aus Ärger über den christlichen Gottesdienst die Felsen einstürzen wollen. Er stemmte sich mit aller Macht dagegen an, und noch vor nicht langer Zeit zeigte man das von ihm eingedrückte Loch und den von ihm verursachten Brandfleck; jetzt ist die Stelle von Strauchwerk verdeckt. Ja, auch der gefährliche Hängestein auf der Spitze des einen Felsens über der Heerstraße soll von dem Teufel herrühren.

Die Grotenburg und das Hermannsdenkmal. Von diesen wunderbaren Felsen aus setzen wir unsere Wanderung fort zur Grotenburg (388 m), unter welcher man die sogenannte Teutoburg, d. h. die dem germanischen Stammgott Teut geweihte Höhe, verstanden hat. Vielleicht ragte hier ein Heiligtum des Gottes empor und verlieh dem benachbarten Haine den Namen Teutoburger Wald. Über den am Fuße liegenden Teuthof haben wir bereits gesprochen. Hier soll also das berühmte Schlachtfeld des Varus gewesen sein, was freilich, wie bereits erwähnt, vielfach bestritten wird. Die lange Zeit dafür gehaltene Dörenschlucht ist neuerdings von den Gelehrten fallen gelassen worden. Doch wie dem auch sein mag — dem Befreier der germanischen Nation, dem Helden Arminius gerade hier ein Denkmal errichtet zu haben, hat seine volle Berechtigung; denn wir befinden uns in seiner Heimat, dem Cheruskerlande; und eine geeignetere Höhe hätte sich nicht finden lassen, als die Grotenburg, welche 388 m über dem Meeresspiegel und 254 m über Detmold emporragt. Hier erhebt sich „weithin sichtbar das am 16. Aug. 1875 festlich enthüllte Hermannsdenkmal auf 30,75 m hohem spitzbogigem Unterbau.“



Das Hermannsdenkmal.

Das Standbild des Cheruskerfürsten selbst ist 17,²⁶ m hoch; in fühner stolzer Haltung erhebt er sein Schwert in die Lüfte, das die Helmspitze noch um 9,⁴ m überragt; das Ganze also ist 57,⁴¹ m über der Erde erhaben. Mit dem einen Fuße tritt der gewaltige Held den römischen Adler nieder. Das Kunstwerk ist bekanntlich die Lieblings- und Lebensaufgabe des genialen

Bildhauers Ernst v. Bandel aus Ansbach gewesen, der seine gewaltige Schöpfung nur um ein Jahr überlebte, gleichsam als ob er damit hätte bekunden wollen, daß er jetzt genug gethan für die Unsterblichkeit.

Die Idee zu seinem großartigen Werke faßte der junge Künstler nach den Befreiungskriegen; 1829 entwarf er eine Skizze und 1834 stellte er eine 4 Fuß hohe Arminifigur in der Kunstausstellung zu Berlin aus. Danach modellirte er 1836 in Hannover eine 7 Fuß hohe Statue und bereiste 1837 den Teutoburger Wald, um eine passende Stätte zu suchen, wo er sein Kunstwerk aufstellen könnte. Hierzu erschien ihm die Grotenburg, die Spitze des Teutbergs, von der man rings das weite Blachfeld überschaut, die geeignetste. In der nahegelegenen Stadt Detmold bildete sich ein Hülfverein, und Fürst Leopold von Lippe-Detmold erteilte seine Erlaubnis unter der Bedingung, daß das Denkmal Deutschlands würdig werde. Auch in anderen Städten gründeten sich Unterstützungsvereine, wie in München, Berlin und Hannover, und so konnte unser Künstler 1837 nach Detmold übersiedeln. Die Hoffnung, seine Statue auf einen hervorragenden Felsen stellen zu können, täuschte ihn; er bedurfte dazu eines gewaltigen Unterbaues. Unter den größten Schwierigkeiten und Geldverlegenheiten nahm Bandel das Werk selbst in Angriff. Im Frühjahr 1841 bat er König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen um Beisteuer; sie ward ihm zu teil. Die fürstlich Lippe'sche Regierung baute einen breiten Fahrweg nach der Kuppe, und im Herbst 1841 ward das Fest der Grundsteinlegung unter großer Beteiligung gefeiert. Der tempelartige Unterbau ward im Juni 1846 fertig; er hatte 37768 Thaler gekostet. Hierauf arbeitete Bandel in Hannover an der eigentlichen Bildsäule; aber die seit 1848 eingetretene Reaktion wirkte lähmend auf den Weiterbau. Ja, man riß von Detmold aus seine Werkstätten auf der Grotenburg ein und verkaufte seinen Kupfervorrat; teilweise ward er auch gestohlen. Hierüber verstimmt, kehrte Bandel nicht mehr nach Detmold zurück. In Hannover förderte der „Verein für Vollendung des Hermannsdenkmals“ sein Werk, so daß er mit seinen Hauptarbeiten 1860 fertig ward. Nun standen Kopf, Füße bis zum Knie, der rechte Arm mit dem erhobenen Schwerte, die linke Hand und der 10 m lange Schild, das Eisenstangengerüst zum Tragen u. a. und harreten der Vollendung:

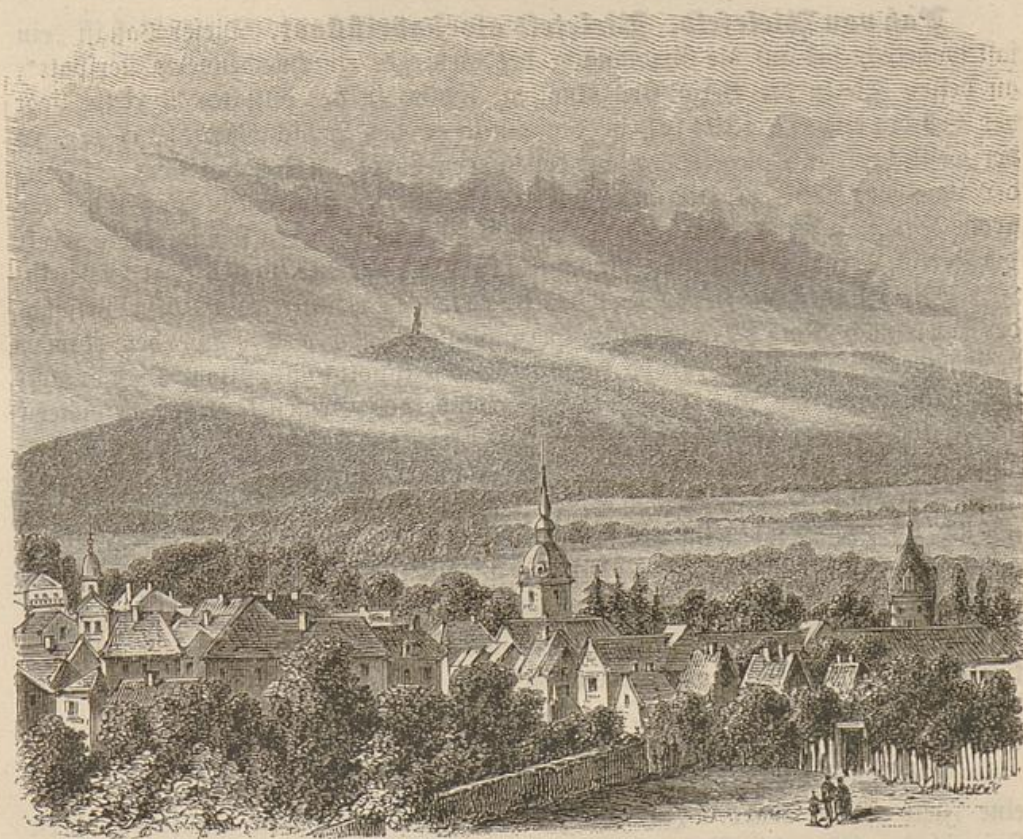
„Schon steht das Piedestal, doch wer die Statue bezahlt,
Weiß nur Gott im Himmel!“

konnte Viktor v. Scheffel launig singen. Doch Dank dem Kunstsinne und der Opferwilligkeit des deutschen Volkes, blieb das geniale Werk des Künstlers nicht unvollendet liegen. Dem Meister war es vergönnt, seinen Ehrentag zu erleben. Die Gesamtkosten der ganzen Riesenschöpfung belaufen sich auf etwa 270 000 Mark. Sehr sinnig gewählt sind die Inschriften auf dem Schilde: „Treuefest“ und auf dem Schwerte:

„Deutsche Einigkeit meine Stärke,
Meine Stärke Deutschlands Macht.“

Detmold und die Senne. Nachdem wir uns der herrlichen Rundschau von der Galerie des Denkmals (407 m Meereshöhe) erfreut und die kolossalen Dimensionen der Riesenstatue bewundert, steigen wir die Grotenburg herunter nach dem anmutig gelegenen Detmold. Unterwegs verweilen wir an den Resten altgermanischer Befestigungen, den sogenannten Hünenringen, in denen

sich wohl die Sachsen verschanzt haben mögen, als sie Karl der Große bei „Thietmelle“ (Detmold) schlug. In Überreste des Varianischen Lagers ist schon wegen der kreisrunden Gestalt und des zu knappen Umfanges der Umwallungen nicht zu denken. Sinnend über die großen geschichtlichen Ereignisse unserer Vorzeit, die hier ihren Schauplatz gehabt haben mögen, steigen wir über waldige Höhen hinab zu der mit Bäumen bepflanzten Chaussee, die uns zu der reizenden kleinen Residenz des Fürstentums Lippe führt. Wie ein Schmückästchen präsentiert sich uns das reinliche, niedliche Detmold, das uns mit seinem anmütigen Entree von Villen und Gärten empfängt, zum Besuche seines im Renaissancestil aufgeführten Schlosses, seines neuen Palais und seines herrlichen Parkes einladet.



Detmold und die Senne mit Blick auf das Hermannsdenkmal.

Im Marstall können wir die im fürstlichen Gestüt zu Lopsborn gezüchteten „Senner“ bewundern; denn die Pferdezucht in der Senner Heide ist berühmt. Unter der Wehne, nahe dem Markt, besuchen wir das Geburtshaus eines der größten westfälischen Dichter, Freiligraths, und das Sterbehause Grabbes, des „lapidarischen Dramatikers“.

Von den Wällen auf dem Trüsberg sieht man im Süden die einst von wilden Rössen durchflogene, sandige, wenig bebaute Senne sich ausdehnen; einzelne Höfe und Dörfer lugen aus Eichenhainen und Tannengruppen; südwestlich ziehen sich weite Waldungen hin, in denen die Holte, das alte Schloß der Grafen von Rittberg, verborgen liegt.

Es ist wunderbar, daß einige Altertumsforscher selbst auf die sandige Senne als das Terrain der Varusschlacht verfallen sind, obwohl doch Tacitus und andere Schriftsteller den Boden der Walsstatt als sumpfig und morastig darstellen. Auch ethymologische Spielereien haben dazu herhalten müssen, das berühmte Schlachtfeld zu finden. So suchte man in dem Namen einer hohen, ebenen Waldblöße der westlichen Hauptkette des Gebirges, dem Winfeld, einen Anklang an die „gewonnene Schlacht“. Von der Dörenschlucht haben wir schon gesprochen; man hat sie durch und durch untersucht, aber nichts gefunden. Ein anderer Namensanklang liegt in dem „Hermannsberg“ (369 m), dem höchsten Berge, der nach dem Passe von Bielefeld zieht.

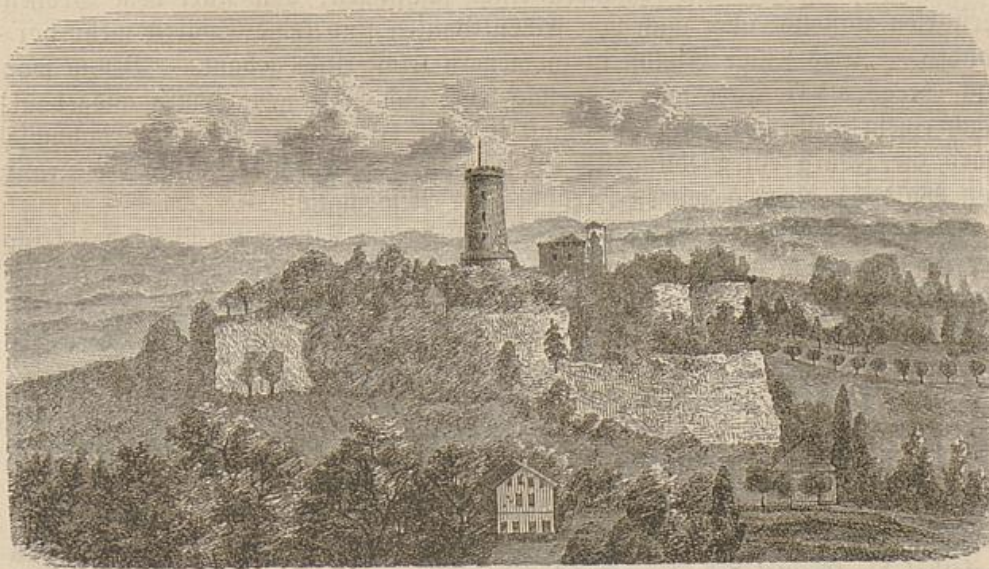
Pasß von Bielefeld. Bielefeld als Fabrikstadt. Dieser Pasß ist „ein fast wagerecht bis auf die Grundfläche des Gebirges einschneidender Querspalt“, an dessen Seiten die Berge steil abfallen; südlich in der östlichen Vorkette liegt der Sparrenberg (284 m), in der mittleren der Habichtsberg (297 m), in der westlichen der Spiegelsberg; auf der andern Seite der Johannisberg (217 m) der Lausberg (296 m) und der Hoßberg (204 m). Durch den Pasß führt die große Straße von Minden nach Köln, und dicht unter dem Johannisberg läuft die Berlin-Kölner Eisenbahn. Am östlichen Eingange des Passes liegt Bielefeld.

Wir befinden uns in dem Gau des Angerlandes, dem ursprünglichen Wessago, der aber nach dem Erbauer eines Bergschlosses Rabo oder Rawe den Namen Ravensberg erhielt. Bielefeld kommt zuerst urkundlich als Bilanvelde vor und kam dann unter die Jurisdiktion der Ravensberger Grafen. Einen besondern Ruf hat die Stadt durch ihre Leinwandindustrie, welche eigentlich im 16. Jahrhundert durch niederländische Auswanderer aus Gent, Brügge und Antwerpen hierher verpflanzt ward, jedoch lassen sich die Anfänge des Garnhandels bis ins 13. Jahrhundert zurück verfolgen. Bald kam man den Webereien in Gent, Antwerpen und Brügge gleich, namentlich in der Fabrikation der Schleier und der sogenannten Bielefelder klaren Leinwand. Von den Kirchen Bielefelds verdient die Nikolaiirche wegen ihres schönen Altarschnitzwerkes und die Marienkirche wegen ihrer Grabmonumente erwähnt zu werden; unter letzteren namentlich das des Stifters der Kirche Otto von Ravensberg, seiner Gattin und ihres Sohnes wegen ihrer hohen Schönheit.

Die Stadt lehnt sich an den Sparrenberg an, auf dessen Höhe 1177 eine Feste erbaut ward. Im Kampfe der Ghibellinen und Welfen eroberte Heinrich der Löwe die Burg und nannte sie „Löwenburg“. Aber der frühere Besitzer, Graf Hermann von Sparrenberg, stürmte sie wieder, riß den Löwen herab und erhöhte „seine Sparren an dessen Stelle“; daher der Name Sparrenberg. Später eroberte der Bischof Hermann von Münster die Stadt Bielefeld und sie empfing von ihm ihr Stadtrecht. Der Sparrenberg ward um 1286 Sitz eines gräflichen Drosten und kam später unter bergische Oberhoheit; 1545 ward die Feste restauriert und 1624 fiel sie an Brandenburg.

Der Große Kurfürst befestigte den Sparrenberg aufs neue und residierte oft im Schlosse; ja, es ward ihm dort sein Lieblingssohn, der nachmalige Markgraf Karl Philipp, Heermeister in Sonnenburg, geboren. Seit 1743 diente die Feste nur noch als Gefängnis, 1877 brannte sie ab, ist aber jetzt wiederhergestellt und mit freundlichen Anlagen umgeben.

Bielefeld zählt etwa 27 000 Einwohner und ist gegenwärtig eine der gewerbreichsten Städte Westfalens und der Hauptsitz der westfälischen Leinenindustrie; etwa 130 Handlungsfirmer beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Fabrikation von Leinen- und Damastwaren. In neuerer Zeit nahm die Stadt besondern Aufschwung durch die Anlage großer Flachspinnereien und mechanischer Webereien, unter denen als die bedeutendsten Deutschlands namentlich die Ravensberger Spinnerei, die Bielefelder Mechanische Weberei und die Spinnerei „Vorwärts“ zu erwähnen sind. Um die Stadt herum liegen zahlreiche Bleichen. Weiter müssen wir der Fabrikation leinener Wäsche gedenken, womit neuerdings gegen achtzig Firmen fast ausschließlich beschäftigt sind. Außerdem besitzt Bielefeld nicht unbedeutende Seiden- und Plüschfabriken, Nähmaschinenfabriken, Eisengießereien, Maschinenbauanstalten, Seilhanereien u. s. w., sowie nicht minder beachtenswerte Tabak-, Cigarren- und Likörfabriken.



Sparrenberg bei Bielefeld.

Jenseit des Bielefelder Passes gehen die Höhen nach Nordwesten in Hügel über. Unter den Kreidekalk- und Quadersandsteinrücken, die hier und da kaum 280 m erreichen, ragt der Dörenberg bei Iburg als hohe Warte des Landes bis zu 326 m empor. Dann senken sich die Höhen und endigen mit dem scharf vorspringenden Huzberg (Hokusberg), der sich 146 m über dem Meeresspiegel erhebt. Nur lose mit dieser nordwestlichen Fortsetzung des Teutoburger Waldes durch flache Anhöhen verbunden hängt das Ibbenbürener Kohlengebirge im Norden von Tecklenburg zusammen, welches einen großen Reichtum an Steinkohlen birgt und „unmittelbar am Rande der Region der großen Moore dieses Teiles des norddeutschen Tieflandes liegt.“ Hier gewahren wir grotesk geformte Felsen, darunter einer „das hochende Weib“ heißt. Von diesem erzählt man sich, daß er einst ein Weib gewesen, das auf ihrem Rücken zwei Kinder vor der hereinbrechenden Wasserflut gerettet habe. Die eigentümlichen Durchlässe durch diese Felsmassen nennt der Volksmund „Dören“, d. i. Thüren, und davon hat auch der waldige Dörenberg seinen Namen.

Iburg und Dörenberg. Der schönste Punkt dieser Gegend ist unstreitig das in einer Lücke der südlichen Gebirgskette auf dem Gipfel eines Plateaus liegende Schloß und ehemalige Benediktinerkloster Iburg „mit der frühern Residenz der Bischöfe von Osnabrück. Hier herrscht die üppigste Vegetation, herrliche Wiesengründe und schöne Buchenwäldchen.“ Hier in dem Rittersaale der ehrwürdigen Iburg wollen wir träumen von den Helden vergangener Tage, deren düstere Bilder uns ernst von den Wänden herab anschauen, vor allem von dem viel duldbaren Benno, dem schönen und geistreichen Bauinspektor Kaiser Heinrichs IV., nachmals Bischof von Osnabrück und Leidensgefährten seines mit dem päpstlichen Bannfluch belasteten Herrn. Der leider zu früh verstorbene begabte Dichter Osnabrücks, Broxtermann, hat die Schicksale des seines Amtes entsetzten und flüchtigen Bischofs in einem Gedichte „Bischof Benno“ besungen. Benno erbaute das Schloß Iburg und stiftete die Benediktinerabtei auf den Grundmauern eines sächsischen, von Karl dem Großen zerstörten Kastells; aber auch von seinen Bauten sind keine Spuren mehr vorhanden. „Das jetzige Schloß ist im neuern Klosterstile gebaut.“ Benno war nach Gregors VII. Tode wieder zurückgekehrt und hatte seine Iburg ausgebaut. Nach einem vielbewegten Leben schloß er dort 1088 seine Augen. Nachmals ward die Iburg ein Lieblingsitz der Osnabrücker Bischöfe, besonders Franz von Waldeck, eines geheimen Freundes der Reformation.

Später dienten die Räume des Schlosses zum Sitze einer Behörde. Eine herrliche Rundschau gewährt auf der Spitze des ganzen Gebirgszuges der 341 m über der Meeressfläche emporragende Dörenberg. „Nur durch ein schmales Thal von dem Schloßberge von Iburg getrennt, schützt gegen den Nord der Dörenberg die hellen Mauern der Abtei, die wie eine graue Gürtelspange an der Mitte seines Riesenleibes den fernen südlichen Thalbewohnern schimmern. Der jähe Steg führt durch dichtes Unterholz von weißstämmigen Birken und schlankeren Buchen auf den Gipfel, den eine Pyramide bezeichnet. Dort lacht uns ein Panorama entgegen, wie wir noch keines von solcher unbegrenzten Ausdehnung gesehen. Osnabrück hebt wie in nächster Nähe vor uns aus seinem Hasethal die Kuppel des Domes und seine Türme wie in die Wette mit seinem freundlichen Gertrudenberg empor; uns näher rechts die dunklen Mauern des kleinen Frauenklosters Osebe, dann Borgloh, weiter Melle, in blauer Ferne verschwimmend der Dümmersee; gen Osten die ganze Gebirgskette bis zur Weserscharte hin, unten Dissen mit dem hohen, kegelförmigen Freden, der die Salinen von Rothensfelde überragt, weiter hinauf die Ruinen des Ravensberges; gen Süden und Südwesten die sparsamer bebauten Flächen des Kerns von Westfalen, der von den Türmen von Münster bezeichnet wird, begrenzt von dem Gebirge der Ruhr; nach Westen endlich der sich verlaufende Höhenzug, der als romantischen Endpunkt die Trümmer der Tecklenburg zeigt.“

Osnabrück. Wir nähern uns dem Ziele unserer Wanderung durch den Teutoburger Wald, dem alten Bischofsitz Osnabrück, dessen lange Hauptstraße sich von Süden nach Norden durch das Thal der Hase hinzieht bis zu einer Höhe, auf der einst ein Frauenstift sich befand, jetzt aber eine Irrenanstalt steht. Der Name des von Karl dem Großen um 783 gegründeten Bistums wird mythologisch für Asenbrücke oder einfacher für Hasebrücke gedeutet. Von Karl

dem Großen zeigt man heute noch im Dome einen hohen schweren Stab, eine Eisenstange, umgeben von Zuckerrohringen. Schon früher (786) soll hier eine Kirche gestanden haben und schon 803 kommt Wiho als erster Bischof vor. Als erster Apostel dieser Gegend (Gau Tregwithe) wird Bernhard genannt; die von ihm gestiftete Kapelle „erhob Karl der Große nach seinem Siege an der Hase zur Münsterkirche (783), und sein Feldbischof Egilfried von Lüttich weihte den ersten Altar des erweiterten Gotteshauses.“ Mit dem Stifte ward nachmals eine Schule für lateinische und griechische Sprache (Karolinum) verbunden, die zwölf Jahrhunderte bestand. In dem Friedenssaale des Rathauses ward mit den Gesandten Schwedens und den protestantischen Mächten der „Westfälische Friede“ geschlossen. Danach konnte der seit Heinrichs des Löwen Sturz mit weltlicher Jurisdiktion belehnte fürstbischöfliche Stuhl vom Hause Braunschweig-Lüneburg abwechselnd mit einem katholischen Prälaten besetzt werden. „So wurde der letzte Herzog von York mit der Inful von Osnabrück bekleidet, als er sieben Monate alt war. Als im Jahre 1100 die Domkirche samt der Burg des Bischofs Wiho abbrannte, bezog dieser die Burg, worin auch seine Nachfolger residierten. Johann I. erbaute 1107 die Kathedrale in vorgotischem Stile; das Innere ward restauriert, und einige Dezennien später ließ Bischof Udo von Steinfurt die beiden ungleichen Türme aufsetzen. Der Domschatz birgt wertvolle Kruzifixe, Reliquiarien, einen Elfenbeinkamm und ein Schachspiel, angeblich von Karl dem Großen, vermutlich aber aus dem 12. Jahrhundert. Sehenswert ist auch ein Taufkessel aus dem 13. Jahrhundert.

Von berühmten Männern ist zunächst Rudolf v. Benninckhaus, der westfälische Hans Sachs, zu nennen, der hier im 16. Jahrhundert 37 Komödien im derben Geschmacke seiner Zeit schrieb; ferner der Geschichtschreiber Hamelmann, der Abt Jerusalem und der Dichter v. Bar. Zu den Füßen der Tochter des letztern saß lauschend ein Student, während sein jüngerer Bruder sich abenteuernd in Tripolis herumtrieb. Der ältere ward der nachmals so berühmte Verfasser der „Osnabrückischen Geschichte“, Justus Möser, dessen ehernes Standbild auf dem großen freien Platze am Dome, der sogenannten Domsfreiheit, steht. Sein Bruder ward später, als er den Stein der Weisen in seinen alchimistischen Studien nicht gefunden hatte, ein Verzeichner der Chronique scandaleuse; — aber seine Akten vermoderten ungelesen. Der Ruhm von Justus Möser, dem als „Westfälischer Franklin“ gefeierten Patrioten, ist unvergänglich — aere perennius — dauernder als Erz und Stein. Das von dem Bildhauer Drake in Berlin unter Rauchs Leitung modellierte und gegossene Denkmal stellt den „großen Menschenfreund“ barhäuptig und mit einer Pergamentrolle, mit faltenreichem Mantel wie einen Lehrer dar. Seine milden, wohlwollenden Züge sind vortrefflich getroffen.

Tecklenburg. Von einem der alten Mauertürme, dem sogenannten Bock, erzählt uns die Chronik eine merkwürdige Geschichte, die uns zu dem benachbarten Tecklenburg hinüberführt. Sie lautet kurz folgendermaßen:

Nach einer langen Fehde mit den Osnabrückern hatte einmal zur Friedenszeit der Graf von Tecklenburg seinen Diener mit einem Esel in die Stadt geschickt, um den wöchentlichen Fleischvorrat für seine Burg holen zu lassen; aber er hatte vom Gelde einen Abzug gemacht, da er den Preis zu hoch fand.

Darüber ergrimmt, erschlugen die Fleischer den Boten, zerhackten seine Gebeine und beluden damit den Esel, der gewohnheitsgemäß heimtrabte. Während überzog der Graf die Stadt mit Krieg, ward aber durch einen Hinterhalt geschlagen und gefangen genommen. Erst gegen ein sonderbares Lösegeld, das man, wie es schien, des Hohnes wegen verlangt hatte, nämlich gegen drei blaue Windhunde — man hatte sie blau färben lassen — gegen drei dornenlose Rosenstämmе — man leitete sie zu dem Zwecke durch Glasröhren — und einen Scheffel seltener Münzen ward er freigelassen. Den Räfing und Turm, in dem er acht Jahre geschmachtet, zeigte man noch lange, wir wissen nicht, ob vielleicht noch heute.

Die Grafen von Tecklenburg (Tekeneborg) waren im Mittelalter Schirmvögte der Bistümer Münster und Osnabrück. Noch sind die Trümmer ihres Schlosses auf einer Anhöhe sichtbar, „die nach allen Seiten hin über Münster, Osnabrück und Bentheim hinausschauen über ein bewaldet hügeliges oder ebenes, hier und da von Heiden und Sandflächen durchflecktes, von Riesenhainen verdüstertes Land, an dessen Horizont fernste Gebirge im Ravensbergischen und der Ruhrgegend mit blau verdämmernden Wellenlinien oder leis wie duf-tige Wolkengebilde dahinziehen.“

Das noch erhaltene Portal, worüber die Wappenschilder der fürstlichen Geschlechter von Sachsen, Hessen, Barby, Brandenburg und Schwerin prangen, läßt auf einen großen Umfang des Schlosses schließen. „Von diesem Portale aus sieht man unter sich das Städtchen Tecklenburg wie ein Schwalbennest an die abschüssige Bergwand, unter den schimmernden Sims der Burg, hingekittet; weiter hinüber den ziemlich jähren Schafberg, der Kohlenflöße im Innern birgt, und an seiner westlichen Wurzel das Städtchen Ibbenbüren“ und das ehemalige Kloster, jetzt Eisenhütte Gravenhorst. Rechts vom Schafberg liegt eine lange Heide, das Halersfeld, wo Heinrich der Löwe den Grafen Simon II. von Tecklenburg mit seinen verbündeten Ghibellinen erschlug. Dort liegen auch mehrere gewaltige Granitblöcke mit Decksteinen, sogenannte Slopsteine, weil man unter denselben „durchschlüpfen“ kann, oder auch „Schlafsteine“ unsrer Vorfäter. Sie sollen dem Volksmunde nach des Nachts glühen, um dem darunter ruhenden Heidenkönige bei seinem Auferstehen zu leuchten. Man nennt sie auch Hünensteine, und sie mögen wohl dereinst den alten Germanen zu Opferaltären gedient haben.

„Tecklenburg liegt wie auf der Handwurzel des Armes, den des Teutoburger Waldes Riesenleib nach dem Meere im Westen ausstreckt, ohne es erreichen zu können, wie er auch die langen Finger über die Heide legt und reckt. Man sieht dem gigantischen Zeigefinger von der Südseite des Burghofes bis über das Dorf Brochterbeck hinaus nach, wo die übereinander geworfenen Felsbrocken des Königsteins liegen, welchem der alte Blücher einst seinen Namen einhauen ließ; im nächsten Vordergrund vor uns liegt der gewaltige Daumen, eine Bergwand, den man den Klee nennt; im Raume zwischen ihm und der Tecklenburg grünt ein liebliches Thal mit den Edelhöfen Mark und Hülshoff, von einem Bach durchschlängelt, der sieben Mühlen treibt.“

So hätten wir denn die romantische Wanderung durch den Teutoburger Wald von Marsberg aus bis Osnabrück vollendet und können im folgenden Kapitel ausführlicher bei den großen historischen Erinnerungen verweilen, die sich an diesen wichtigen Gebirgszug knüpfen.